

Prof. Dr. Alfred Toth

Zeichen, Distinktion und Kopie

1. Spencer-Browns Theorie der Form wurde bisher kaum von Seiten der theoretischen Semiotik untersucht, und wo der Begriff „Semiotik“, wie etwa bei Matzka (1984), auftaucht, da handelt es sich nicht um den triadischen Peirce-Zeichenbegriff. Das gilt auch noch für frühere Arbeiten Kaehrs, wo Beziehungen zwischen den „Laws of Form“ und der polykontexturalen Logik hergestellt werden (z.B. Kaehr 2003).

2. Spencer-Browns Axiom 1 lautet bekanntlich: „Draw a distinction“. Quasi als Lemma kommt dazu: „Call the space in which it is drawn the space severed or cloven by the distinction“ (1969, S. 3).

Vom Standpunkt einer klassischen Ontologie aus, worunter wir hier einfach eine solche verstehen wollen, deren zugehörige Logik die zweiwertige aristotelische Logik ist, in der die drei Gesetze der Denkens (Identität, Drittersatz, Widerspruchssatz) sowie der Satz vom Grund gelten, wird ein Raum durch Objekte, nicht aber durch „Distinktionen“ geteilt. Solche setzen Subjekte voraus, die sie machen, und diese sind nicht ohne Objekte denkbar. Selbst dann also, wenn es Distinktionen gibt, sind sie sekundär und daher zur Begründung einer Logik sinnlos. Ein weiteres Problem ist die genaue Bedeutung von Distinktion, Spencer-Browns Begriff wird im Deutschen normalerweise mit „Unterschied“ übersetzt. Axiom 1 bedeutet dann: „Mache einen Unterschied“. Davon abgesehen, dass dieser Satz ungrammatisch ist – da das Prädikat „unterscheiden, einen Unterschied machen“ 3-wertig ist, diese Valenzstellen in „Mache einen Unterschied“ aber nicht ausgefüllt ist, fragt man sich auch inhaltlich, was von was und von wem unterschieden werden soll. Wieder wird also ein Subjekt vorausgesetzt; nun aber zusätzlich mindestens zwei Objekte, denn nur diese können ja voneinander unterschieden werden.

3. Das Problem liegt somit auf einer anderen Ebene: Spencer-Browns Theorie der Form liegt eine nicht-klassische Ontologie zugrunde, die keinen Objektbegriff kennt, sondern der Struktur (in teilweiser Übereinstimmung mit der physikalischen Erkenntnis, dass Objekte, aufgefasst vom atomistischen Standpunkt, vor allem aus „Nichts“ bestehen) an die Stelle von Objekten setzt, die durch den willkürlichen und somit ein Subjekt voraussetzenden Akt aus dem Nichts geschaffen wird. Wir haben also statt Objekten Räume von strukturiertem Nichts, wobei diese Räume immer verdoppelt als Innen- und Aussenraum auftreten, ähnlich wie das Hineinstellen eines Architekturobjektes in die Landschaft, diese in zwei Teile: den Raum des Gebäudes und den Raum seiner Umgebung teilt. Das Problem, das bei Spencer Brown also bleibt, lautet: Woher kommt das Subjekt? Es muss ja dem Objekt des Distinktion-Setzens primordial sein, woher hat es dann also die Kapazität der Strukturierung des Nichts, dessen, was Günther einmal so umschrieb: Wenn wir den Vorhang, der Sein und Nichts beim Hegelschen Werden beiseite schieben, treten wir ein in eine Welt, „die Gott noch nicht geschaffen“ hat (und die das Subjekt demnach mit den Hamiltonkreisen der polyvalenten Negationen selbst zu schaffen imstande ist). Wird hier nicht der Mensch als Hypergott hypostasiert?

Das Subjekt bleibt auf jeden Fall ein Problem, allerdings ermöglicht die Ersetzung des Objekt- durch den Strukturbegriffs durch Ausschaltung einer allfälligen Objekttranszendenz des Zeichens, dieses nicht klassisch als Substitut des Objektes, sondern eben, wie Spencer Brown es tut, lediglich als Kopie einzuführen. Nur vergisst er leider, dass auch zwischen Original und Kopie jene Kontexturgrenze besteht, derentwegen man doch die Dichotomie von Objekt und Zeichen aufgelöst hatte. Das Zeichen ist ja nach Spencer Brown nichts anderes als die Kopie eines Unterschiedes. Letzterer setzt aber ein Subjekt voraus, und an die Stelle der klassischen Dichotomie von Objekt und Subjekt haben wir jetzt die nicht viel weniger klassische zwischen Struktur und Subjekt.

Trotzdem dies konstant übersehen wird, wird Spencer Browns Theorie der Form gerne als seelenverwandt der polykontexturalen Zeichentheorie verstanden, die ja ebenfalls den Objektbegriff ablehnt und stattdessen von Morphogrammen, Patterns von strukturierten kenón, ausgeht.

Wir können also zum Schluss festhalten: Während die Peircesche Semiotik das Zeichen als Metaobjekt in dem Sinne versteht, dass am Anfang der Semiose das Objekt und an ihrem Ende das Zeichens steht und der Metaobjektivationsprozess aus prinzipiellen Gründen irreversibel (ja wohl sogar unvorstellbar) ist, beruht die polykontexturale Semiotik auf einem Paar von antiparallelen Prozessen, Semiose und Kenose genannt (vgl. Mahler 1995, S. 33), welche nicht nur die Dichotomie zwischen dem Zeichen als Substitutum und seinem Objekt, sondern auch diejenige zwischen dem Zeichen als Kopie und seinem Objekt aufheben.

Bibliographie

Kaehr, Rudolf, Skizze eines Gewebes rechnender Räume in denkender Leere. Glasgow 2003

Mahler, Thomas, Theorie der Form. Klagenfurt 1995

Matzka, Rudolf, Semiotische Abstraktionen bei Gotthard Günther und G. Spencer Brown. In: Acta Analytica 10, 1993, S. 121-128

Spencer Brown, George, Laws of Form. London 1969

1.7.2010